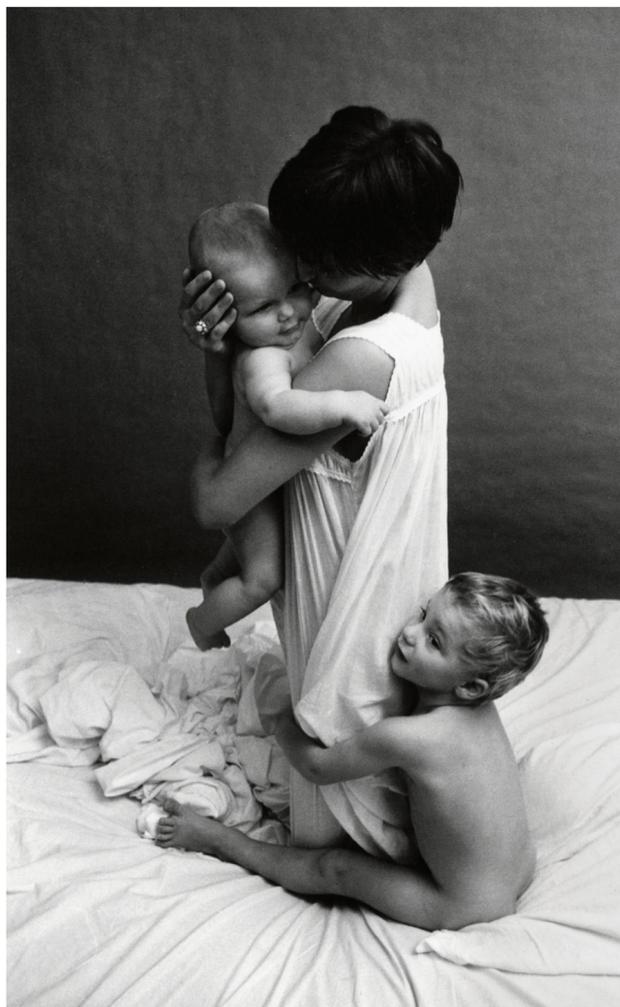




Eine Party bei Will McBride Anfang der Sechziger in seiner Wohnung in Berlin-Steglitz (oben), Darsteller des Musicals „Hair“ im Jahr 1968 (unten) und Barbara McBride mit ihren Söhnen Robin und Shawn in Starnberg 1962 (Mitte)

Fotos Will McBride/bpk



Ein „Riverboat-Shuffle“ auf einem Berliner Kanal im Jahr 1959 (oben), im Bild unten ist Will McBride im Hintergrund mit der Kamera zu sehen, während er die Gäste der Paris Bar vor einer Spiegelwand fotografiert.

Sohn und Vater

Ein Besuch im Gutshaus von Bristow in der Mecklenburgischen Schweiz, bei Shawn McBride, der sich um das Werk seines Vaters kümmert, des großen Fotografen und Malers Will McBride. *Von Henning Kober*

Das Kind ist des Mannes Vater.“ Es ist ein funkelnder Satz, den Will McBride seiner Autobiographie voranstellt und den er zum Leitsatz seines Werkes erklärte. Sein Sohn sagt heute: „Ich nehme es noch immer sofort wahr, wenn jemand im Raum eine Kamera auf einen richtet.“

Der Weg aus der Stadt war von Abschnitt zu Abschnitt freundlicher geworden, Berliner Ring, vielspurig Richtung Hamburg, dann ruhiger auf der Rostock-Autobahn. Nach der weiten Kurve um den Drewitzer See, gebaut, um Honeckers Jagddomizil nicht zu stören, führt die Landstraße durch Einsamkeiten, Wellen und Hügel zeichnen sich in die Landschaft, Sommerfarben, gebrochen vom Stahlblau der Seen, das ist die Mecklenburgische Schweiz. Nach zwanzig Minuten ist am Westufer des Malchiner Sees Bristow zu sehen. Es ist ein kleiner Ort von etwa 250 Einwohnern, der in seinem Zentrum aus einem Gutshof besteht – oder was davon übrig ist. Da ist die Kirche aus Feldsteinen, rechts der ehemalige Marstall, geradeaus ein grauer Wohnblock aus der DDR, links Ruinen, ein Speicher, in der Mitte ein Taubenhaus neben einem Teich. Zum Gutshaus hinauf führt eine breite Treppe, im dahinterliegenden Raum tritt aus dem Schatten der Hausherr: Shawn McBride.

Wenig überraschend und doch verblüffend erinnert der Sohn an seinen Vater. Das liegt an der Körpergröße, an der verwandten Mimik, vielleicht auch an einer ähnlichen Haltung der schlaksigen Gestalt. Will McBride hatte ich zuletzt gesehen, als in Berlin am Bahnhof Zoo das Ausstellungshaus für Fotografie „C/O Berlin“ neu im einstigen Amerika-Haus eröffnete. Ende Oktober 2014 war das. Als erste Schau wurden die Schwarz-Weiß-Fotos gezeigt, die Will McBride in den Fünfziger- und Sechzigerjahren in beiden Teilen der geteilten Stadt aufgenommen hatte. Dieser auf einmal kompakt zu sehende Fotoschatz war beeindruckend und begeisternd. Das Magische in den Aufnahmen ist eine Euphorie

und Freiheit der Jugend, damals einer ersten Generation nach dem Krieg. Aber die Fotos fesseln auch heute noch so, weil die Stadt weiter von Euphorie und Entgrenzung, von Freiheit und Toleranz getragen wird. Der sie als junger Mann in seinen Bildern festgehalten hatte, kam als alter Mann die Treppe herauf. Will McBride wirkte wie oft in seinen Gedanken versunken, aber seine hellen, blauen Augen leuchteten an diesem Abend seines überraschenden Triumphs so hell wie stets. Während der Künstler im Obergeschoß auf Distanz zu seinen Bildern blieb, bildete sich unten vor der Tür eine länger werdende Schlange, die bald weit in die Joachimsthaler Straße reichte. An jenem Abend hatte eine Renaissance des lange darben Westens der Stadt begonnen. Shawn McBride erinnert sich, dass er dachte, „nun ist das also Teil des kollektiven Gedächtnisses“.

Im Januar des folgenden Jahres starb Will McBride im Alter von 84 Jahren. Um die Jahrtausendwende war er noch einmal nach Berlin gezogen, nach Mitte natürlich, in die Neue Schönhauser Straße. Im Café Caras konnte man ihm tagelang begegnen. „Es gab vier Wohnungen, eine für die Malerei, eine für seine Skulpturen und eine für das Archiv, in der vierten wohnte er.“ Sein Sohn zog 2017 aus Antwerpen weg und erwarb mit seiner Frau, einer Restauratorin, das Gutshaus, das – neben ihrer Familie mit vier Kindern – Platz für das Will-McBride-Archiv bieten sollte. Richtig darüber gesprochen, was nach seinem Tod geschehen sollte, hatten Sohn und Vater nicht. „Mein Vater hatte zwar den Teufelspakt als Künstler geschlossen und seine Existenz dem Werk geopfert, Nachruhm war ihm aber egal.“

Er habe sich verpflichtet gefühlt, sagt der Sohn und zeigt Räume, die zurzeit noch renoviert werden. Bald soll hier eine Dunkelkammer eingerichtet werden, sollen Besucher übernachten können, später einmal Ausstellungen stattfinden. Zwei Töchter hängen gerade Fotografien ihres Großvaters auf. In einem kleineren Raum stehen Regale mit bunten Ordnern, beschriftet sind sie noch vom Vater. Mehr

als 250.000 Negative lagern im Archiv, dazu etwa 150.000 Diapositive und McBrides bildende Kunst. Umfangreiche künstlerische Nachlässe sind keine leichte Aufgabe. Shawn McBride weiß das, er hat Geschichte, Philosophie und Politik in München und Bonn studiert und später, wie seine Großeltern und seine Mutter, als Kunsthändler gearbeitet. Seine Motivation in diesem Fall aber ist eine persönliche. „Natürlich soll man ihm gerecht werden“, sagt er, das habe der Vater selbst dringend gewollt. Darüber hinaus wolle er, „dass aus dem Trümmerhaufen einer Künstlerexistenz das Wesentliche seiner Erfahrung fortwirkt: Wenn du etwas zu sagen hast, sag es – mit deinen eigenen Mitteln, mit deiner ganzen Person.“

Geboren 1931 in St. Louis als Will Woodin McBride II, wuchs der Vater in Chicago auf und kam als Soldat der US-Armee 1954 nach Deutschland. Der Korekrieg war schon vorbei, als er bei Würzburg stationiert wurde. In Chicago und New York hatte er zuvor eine künstlerische Ausbildung erhalten. Am Tag seiner Entlassung aus der Armee im Jahr 1955 fuhr er mit einem Drei-Gang-Rad nach Süden und kam bis Italien. In Florenz verliebte er sich. „Jan war 16 und gut aussehend. Er war witzig und traurig zugleich.“ Will McBride war so fasziniert von Jan, dass er neugierig auf dessen Heimatstadt wurde, nach Berlin kam – und blieb.

Er studierte an der Freien Universität und lebte das Leben eines Expats. „Ich war zum ersten Mal in meinem Leben wahrhaft glücklich. Ich malte, studierte, las, schrieb, machte Fotos und fand viele Freunde. Es war wie eine Explosion.“ Seine Fotos aus dieser Zeit bezeugen das. Er fuhr erst mit dem Rad, später mit seinem gebrauchten MG-Sportwagen kreuz und quer durch die geteilte Stadt der Ruinen, und er fotografierte mit seiner Leica IIIf Menschen, die den Krieg hinter sich lassen wollten, während überall gebaut wurde. Dabei nahm er nicht nur fremde Berliner auf, am Wannsee wie am Alexanderplatz, sondern vor allem seine zahlreichen Freunde und Bekannten. So wie später

Nan Goldin, Wolfgang Tilmans und viele andere fotografieren sollten, hat Will McBride bereits damals in Berlin fotografiert: subjektiv, nah, intim, darin war er ein Pionier.

In Barbara Wilke aus Worpssweide verliebte er sich. Sie heirateten und bekamen bald einen ersten Sohn, Shawn wurde 1960 geboren. Der Vater fotografierte die Geburt, zuvor die Mutter mit dem Babybauch, ein ikonisches Foto, das über Demi Moore, im Zitat von Annie Leibovitz, zu einem Klassiker geworden ist, der bis heute tausendfach wiederholt wird. Will McBride arbeitete viel für das stilprägende Magazin „twen“, das sein Freund und Förderer, der große Designer Willy Fleckhaus, begründet hatte. Er fotografierte Adenauer, Brandt und Kennedy, einzeln und zusammen, er war groß im Geschäft. An der Ulmer Hochschule für Gestaltung, einer Art neuem Bauhaus, unterrichtete er als Dozent Fotoreportage. Zwei weitere Söhne wurden geboren. Nach dem Bau der Berliner Mauer zog die junge Familie in den Süden, nach Starnberg. In München unterhielt Will McBride ein Atelier in der Maximilianstraße, das es bald mit Andy Warhols Factory aufneh-



Shawn McBride, Sohn des Fotografen Will McBride, im Gutshaus in Bristow, wo auch das Archiv des Fotografen liegt
Foto Ophelia McBride

men konnte, er fuhr Porsche und trug Toupet.

Mit der Entscheidung der Mutter, den Vater zu verlassen, veränderte sich für Shawn McBride 1969 das Leben von Grund auf. Seine Mutter zog mit ihren drei Söhnen in ein Nachbardorf, zu ihrem neuen Partner, dem Journalisten und Gastronomiekritiker Wolfram Siebeck. „Dies war der traurigste Tag in meinem Leben“, schreibt Will McBride in seiner Autobiographie. Er machte, was er immer machte: Fotos, jetzt vom letzten Frühstück mit seinen Söhnen, dann von den Baggern, die am selben Tag das Nachbarhaus abrißen, ein Trümmerhaufen. Später schrieb der Vater selbstkritisch, er habe seine Söhne viel zu oft fotografiert. Mit der Trennung verbesserte sich die Situation nicht, in der Will McBride zuvor schon war: Depressionen, täglich Valium und Wein, viel Wein.

Dass er einen bisexuellen Vater hatte und wie schwierig das für diesen gewesen sein musste, sei ihm erst spät bewusst geworden, sagt Shawn McBride. „Als ich 14 war, hatte er einen Freund, der 19 war. Mit dem ist er eine Zeitlang nach New York gegangen.“ Später lebten die beiden lange in der Toskana. Für die Generation, aus der Will McBride kommt, war ein Coming-out als junger Mann keine Option, eine heute schwer vorstellbare Lage. Als Will McBride in den Nullern wieder in Berlin lebte, war er schon über siebzig und hatte seit Jahren aufgehört zu trinken. Würde er doch nur wieder als Fotograf arbeiten und nicht immer diese jungen Männer malen, raunten manche. Dabei war die Malerei die Wurzel seines künstlerischen Werkes. Er hatte einst als Assistent des Malers Norman Rockwell begonnen. Andere dagegen beklagten, er stehe nicht zu sich und seiner Sexualität, wie es für sie selbstverständlich geworden war.

Will McBride wollte nicht von Kritikern schwuler Fotografen genannt werden. „Er wusste aber schon, wer er war“, sagt sein Sohn. In seinem Tagebuch verwendete er das Wort „queer“, zu einer Zeit, als es noch kaum als Begriff gefestigt war. „Tatsächlich hat er eine Herkulesaufgabe da-

raus gemacht, das Thema für sich zu klären.“ Nicht ohne Grund aber hatte Will McBride sich den Satz des Poeten William Wordsworth ausgewählt: „The child is father of the man.“ Das Kind ist des Mannes Vater. Für ihn lag im Umgang mit den Jungen das Unheil der Zukunft. „Mit der Zeit werden wir geschliffen. Die Ecken sollen verschwinden. Der brauchbare Mensch für die Gesellschaft wird gestaltet“, hat er in einem Interview mit dem Magazin „Qvest“ gesagt, für das er auch arbeitete. Sein Interesse an Heranwachsenden war nicht nur ein biographisches oder eines des Begehrens, es war zuerst ein politisches. Aus Jungen, die nicht so sein dürfen, wie sie sind, werden Männer, die funktionieren, die letztlich Krieg führen, gegen sich selbst oder gegen andere.

Am nächsten Vormittag gehen wir in Gummistiefeln über das Land, das zum Gutshof gehörte. Gerne würde Shawn McBride auch den einstigen Landschaftspark wiederherstellen und unten am See Verdunstungsflächen schaffen, aber die seit Kriegsende geschaffenen Realitäten sind nicht leicht zu verändern. In Bristow selbst war nicht gekämpft worden, die Front aber nah. Nachdem der Krieg lange fern geblieben war, kam er am Ende umso heftiger in die Gegend. Im nahen Malchin gab es, wie in Demmin, eine Suizidwelle.

Fragt man ihn nach der Beziehung zu seinem Vater, sagt Shawn McBride: „Sehr vertraut, ich kannte ihn sehr gut, aber es war auch ein distanzierteres Verhältnis.“ Während der Vater für sein Werk einen biographischen Ansatz wählte, sich in vielen auf Freud und andere Heroen der Psychoanalyse berief, sagt sein Sohn, er habe das als „Versuch der Exkulpation wahrgenommen“, als Schuldbefreiung. Für ihn wird „Ethos“ ein wichtiger Begriff. McBride, der bis heute nur den US-amerikanischen Pass hat, war erst mit 17 in das Land seines Vaters gekommen, ging dort aufs College. In den USA zu bleiben sei aber keine Option gewesen.

Später, als wir wieder zurück im Haus sind, sagt er: „Ich musste auf meinen Vater aufpassen.“ Lange habe er dieses Gefühl gehabt. Erst als er selbst Vater wurde, hat sich das verändert.